

# Einleitung

WERNER RIESS

---

Am 23. und 24. Juni 2016 fand an der Universität Hamburg das Colloquium Atticum IV mit dem Titel: *Athen im 5. Jh. v. Chr. Aktuelle Projekte und Forschungstrends* statt. Die Veranstaltung war somit die Fortsetzung der Colloquia I–III (2012–2014), die sich mit den Themen Magie, Recht und der archaischen Zeit befasst hatten und deren Beiträge im Jahre 2018 publiziert wurden.<sup>1</sup> Auch das Colloquium Atticum IV, dessen Ergebnisse hier bis auf einen Beitrag vorgelegt werden, folgte dem Format der noch jungen Tagungsreihe, wie im ersten Sammelband dargelegt.<sup>2</sup> Themen beziehen sich aufeinander; idealiter ergeben sich auch Bezüge zwischen den Colloquia. Das Colloquium Atticum IV schloss chronologisch an das Colloquium III (Archaik) an; die Beiträge waren (wie 2014) weniger um ein Rahmenthema herum gruppiert als vielmehr auf die Epoche des 5. Jhs. ausgerichtet. Hier galt es, kulturwissenschaftliche Zugänge aus verschiedenen Perspektiven zu finden. Die Forschung zu Athen im 5. Jh. ist heute unüberschaubar geworden. Diesbezügliche Publikationen sind disparat und selbstverständlich von nationalen Wissenschaftstraditionen geprägt. Der Workshop führte einige wichtige Forschungsströmungen, wie sie von jüngeren und erfahreneren Gelehrten im In- und Ausland in exemplarischer Weise repräsentiert werden, zusammen, ohne auch nur im Entferntesten einen Anspruch auf Vollständigkeit der Themen erheben zu wollen.

Wie aus der Anordnung der Themen hervorgeht, wurde wie bei den vorausgehenden Colloquia nach Phänomenologien gesucht, die organisch aus einander hervorgehen. Die Beiträge sind also nur lose chronologisch geordnet. Eine inhaltliche Verzahnung mit der Veranstaltung von 2014, die sich mit Tendenzen der archaischen Zeit Griechenlands, respektive Athens, beschäftigt hatte, war intendiert. Wir vollzogen 2014 nach, wie eine Bürgergesellschaft sich ihrer selbst immer bewusster wurde, auch körpergeschichtlich konnten wir diese Tendenz nachzeichnen, etwa bei der somatischen Betrachtung des Sports und der damit einhergehenden Repräsentation

1 Riess 2018.

2 Riess 2018, 11.

des eigenen Körpers (Zinon Papakonstantinou) oder der Einschränkung von Luxus und damit der Förderung des Gleichheitsgedankens am Ende des 6. Jhs. (Hans van Wees). Es lag in der Logik der Colloquia, dass wir zeitlich fortschreiten und 2016 einige der wichtigsten Tendenzen des 5. Jhs. näher in Augenschein nehmen wollten, das gemeinhin als das erste der beiden klassischen Jahrhunderte Griechenlands gilt. Wir beschäftigten uns bewusst nicht mit der Demokratie selbst und ihrem Funktionieren, sondern studierten die mindestens ebenso wichtigen Rahmenbedingungen dieser ersten Volksherrschaft der Geschichte.

Claudia Tiersch eröffnete die Veranstaltung mit der grundsätzlichen Frage, wie sich die alten Eliten im neuen demokratischen Umfeld behaupten konnten. In ihrem Beitrag *Die athenische Demokratie im 5. Jh. v. Chr. und ihre Eliten – Kontinuitäten oder Bruch* beschreibt sie die wechselvolle Geschichte des Verhältnisses zwischen Eliten und athenischem Demos in drei Phasen (Begründung der Demokratie bis 429, 429–404/3 und 4. Jh.). Grundsätzlich gilt, dass die allmähliche Ausbildung eines autonomen politischen Feldes<sup>3</sup> erhebliche Konsequenzen für das soziale Feld hatte. Die alten Eliten sahen sich dadurch einem zunehmendem Behauptungs- und Kontrolldruck ausgesetzt. Nach 429 kam es durch einen verstärkten Konkurrenzkampf, der von sozialen und politischen Aufsteigern befeuert wurde, zu einem weiteren Entfremdungsprozess zwischen Eliten und Demos, der sich in den oligarchischen Putschen von 411 und 404/3 niederschlug. Durch normative und institutionelle Neujustierungen gelang im 4. Jh. schließlich eine bessere Integration der Eliten, die sich nun überwiegend aus neuen Familien zusammensetzten. Die gesellschaftlich höhere Akzeptanz von finanziellen Beiträgen als Repräsentation von Leistung und Elitestatus führte trotz des hohen Kontrolldruckes durch politisch motivierte Gerichtsverfahren zu einer verstärkten Kooperationsbereitschaft der Eliten.

Diese Eliten waren es, die sich den Delisch-Attischen Seebund aus Herrschaftsgründen aufbauten. Der Seebund stellte im Weiteren die erste thematische Achse des Workshops dar. Ohne eine vertiefte Kenntnis des Seebunds ist die athenische Demokratie nicht verständlich; ohne den Seebund hätte es keinen Weg in den Peloponnesischen Krieg gegeben. Der Seebund war also einer der wichtigsten und treibendsten Faktoren der Entwicklung im 5. Jh. Innenpolitisch mehr oder weniger eingeschränkt, eröffnete sich für die Eliten im maritimen Bereich die Möglichkeit, sich militärisch, in der Domäne der Außenpolitik, zu engagieren, Verdienste zu erwerben, ja für die Heimatpolis Entscheidendes zu leisten. Auf der politischen Ebene wurde der Seebund oftmals in seiner Entstehung aus den Perserkriegen heraus und in seiner Stoßrichtung gegen Persien beschrieben, was, wie sich mittlerweile herausgestellt hat, mehr oder weniger athenische Propaganda darstellte. Im Colloquium Atticum IV näherten sich

3 Vgl. Meier 1980; Mann 2007 *passim*.

drei Experten dem Seebund aus ökonomischer, rechtlicher und militärisch-logistischer Perspektive.

Armin Eich arbeitet in seinem Beitrag *Die Geo-Ökonomie des Ersten Attischen Seebundes. Neue Forschungen und Überlegungen* auf Basis neuerer wirtschaftshistorischer Studien deutlich heraus, dass Athen schon seit Mitte des 6. Jhs. zielstrebig eine geo-ökonomische und damit auch politische Vormachtstellung in der Ägäis aufzubauen suchte<sup>4</sup>. Es gehörte zu den Grundaxiomen athenischer Politik, drei geographische Korridore zu kontrollieren, den Weg in den Hellespont zur Sicherung der Getreideversorgung, nach Norden über Thessalien ins Strymon-Gebiet sowie nach Osten Richtung Samos und Milet. In den Sicherungsmaßnahmen dieser Korridore können Kontinuitätslinien von ca. 540 bis 470 v. Chr. gezogen werden. Auch aufgrund seiner demographischen Größe entwickelte sich Athen zu einem dynamischen Wirtschaftszentrum der ägäischen Kernregion, in die Geldströme umgelenkt wurden, die auch dazu genutzt wurden, eine Flotte aufzubauen, die wiederum die Machtposition Athens deutlich verstärkte. Eine im Eigeninteresse handelnde interventionistische, ja expansive Politik der Großpolis ist also schon vor Gründung des Seebunds erkennbar. Im Seebund baute Athen dann von Anfang an eine autokratische Herrschaft auf, vielleicht nach persischem Vorbild, doch sind hegemoniale und imperiale Tendenzen eben durchaus schon Ende des 6. Jhs. zu greifen, so dass der Sieg in den Perserkriegen in dieser ökonomisch-politischen Betrachtungsweise keine Zäsur im konsequenten Aufbau einer Dominanzstellung der Großpolis im Ägäisraum darstellt. Aus dieser Perspektive sind dann auch die sog. Seebundurkunden aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges etwas anders zu deuten, weniger als Zeugnisse eines zunehmenden Imperialismus als vielmehr für verzweifelte Versuche Athens, intensiver auf die Finanzen der Bündner zuzugreifen, um den drohenden Staatsbankrott in Folge der enormen Rüstungsausgaben doch noch abzuwenden.

Nach diesen wirtschaftsgeschichtlichen Überlegungen beschäftigte sich Philipp Scheibelreiter mit den rechtlichen Strukturen des Delisch-Attischen Seebunds (*Von der Symmachie zur Homologie? Eine völkerrechtliche Perspektive auf Vertragsbeziehungen im Delisch-Attischen Seebund*)<sup>5</sup>. Eine Gründungsurkunde, etwa in Form einer Charta, liegt nicht vor, aber man kann aus dem verstreuten literarischen und epigraphischen Material und dem Umgang Athens mit den Bündnern so etwas wie rechtliche Grundprinzipien des Bundes herausdestillieren. Wurden die Bundesgenossen anfangs per Symmachie an Athen gebunden, womit ein Gleichgewicht zwischen Athen und den Bündnern ausgedrückt wurde, kam es im Laufe des 5. Jhs. zu einer deutlichen Gewichtsverlagerung im Verhältnis zwischen Athen und seinen Vertragspartnern: Athen trat dabei zunehmend als Hegemon auf; abgefallene Bündner wurden mittels *homolo-*

4 Vgl. dazu ausführlich Eich 2006.

5 Vgl. dazu grundlegend auch Scheibelreiter 2013.

*gia* wieder in den Bund gezwungen. Die Grundbedeutung von *homologeîn* ist „gleich sprechen“, d. h. die einseitige Anerkennung einer Tatsache oder Aussage, die bereits von der überlegenen Vertragspartei geschaffen bzw. formuliert und diktiert worden war. Ein Blick in das griechische Privatrecht erhärtet diese Interpretation. Sowohl Zeugnisse in den attischen Rednern als auch auf Papyri erhaltene Rechtsgeschäfte aus dem hellenistisch-römischen Ägypten kennen die Homologie in einem deklarativen Sinne; ein bestehendes Recht wird bestätigt. Damit handelt es sich bei der griechischen Homologie auch nicht um einen Konsensualvertrag im römischen Sinne, was gerade für ihre völkerrechtliche Anwendung wichtig ist. Wenn Athen *homologiai* mit Unterworfenen abschloss, handelte es sich also um Kapitulationsverträge, die nicht etwa auf zukünftig zu erbringende Leistungen abzielten, sondern ein Verhandlungsergebnis oder einen bereits von Athen geschaffenen Zustand bestätigten. Einmal mehr zeigt sich, auch aus rechtsgeschichtlicher Perspektive, dass sich Athen im 5. Jh. zu einem Hegemon wandelte, der unterlegenen „Partnern“ einseitig und autoritär Bedingungen diktieren konnte.

Nach den wirtschaftspolitischen und rechtlichen Überlegungen schien es geboten, sich einigen Realia des Seebunds zuzuwenden, d. h. der Entwicklung des Piräus zur Basis einer Kriegsflotte, die den Kontakt mit den Inseln aufrecht erhielt und jederzeit – gerade bei Abfallbewegungen – militärisch eingreifen konnte. Die Flotte bildete das Rückgrat des athenischen Staates, und die Theten, die als Ruderer dienten, waren sich dessen sehr bewusst. Panagiotis Athanasopoulos bietet in seinem Beitrag *Shipsheds, the 5<sup>th</sup> Century BC Athenian Naval Bases in Piraeus: Constructing a New Maritime Identity* einen Überblick über die Befunde, welche die Unterwasserarchäologie bis heute zu Tage gefördert hat. Der Piräus besteht aus den Häfen Kantharos, Zea und Mounichia; alle drei wurden sowohl als Handels- als auch als Kriegshäfen genutzt, doch trotz der Mischnutzung sind Spezialisierungen erkennbar: Kantharos diente überwiegend als Handelshafen, während Zea hauptsächlich militärisch ausgerichtet war. Wichtigstes Merkmal der Kriegshäfen sind die sog. *shipsheds*, überdachte Rampen, an den Seiten offen, auf welche die Trieren zu Instandhaltungsarbeiten hinaufgezogen werden konnten. Aufgrund ihrer speziellen Konstruktion boten die *shipsheds* Schatten, Ventilation und Schutz vor der Witterung. Antike Schiffe konnten weder lange im Wasser bleiben (Gefahr von Fäulnis und Schimmelbildung) noch lange an Land verweilen, v. a. nicht im Sommer (Gefahr von Rissen im Holz durch Austrocknung). Wollte man also eine Kriegsflotte von mehreren hundert Schiffen konstant gefechtsbereit halten, erforderte dies einen enormen logistischen und finanziellen Aufwand. Athanasopoulos spricht demnach von einem „maritime turn“ unter Themistokles, der nicht nur weitreichende ökonomische, soziale und politische Folgen zeitigte, sondern auch zu einer neuen maritimen Identität der Athener führte, die auch mental und ideologisch eng mit der Staatsform der Demokratie verbunden wurde. Im Kriegshafen Zea lassen sich drei Bauphasen unterscheiden: Anfang des 5. Jhs. waren die Rampen noch nicht überdacht, man spricht von *slipways*, zu einem nicht näher bestimmbar Zeitpunkt im 5.

Jh. wurden die Dächer hinzugefügt, nach ca. 375–350 v. Chr. wurden die *shipsheds* aufgrund der stark steigenden Zahl der Schiffe zweiachsig gebaut (*double-unit shipsheds*). Obgleich der Hafen Mounichia wesentlich kleiner als Zea ist, wurde hier ein besonders bemerkenswerter Fund gemacht: Die frühesten Überreste lassen sich hier in die Periode 520–480 v. Chr. datieren, also schon etwa eine Generation vor den Perserkriegen; eine Erkenntnis, die in Einklang mit den Überlegungen Armin Eichs steht: Die Athener betrieben schon vor den Perserkriegen auch eine bewusst maritime Strategie, um ihren Interessen in der Ägäis selbstbewusst Geltung zu verschaffen. Wirtschaftspolitische, rechtshistorische und archäologische Sichtweisen ergänzen sich also gut zum Bild einer Großpolis, die schon am Ende der Archaik, noch unter peisistratidischer Herrschaft, gewisse hegemoniale Intentionen in der Ägäis hegte und dort ihre demographische Sonderstellung in der griechischen Welt zu einer geopolitisch dominanten Stellung auszubauen suchte.

Nach diesen Überlegungen zum Seebund als konstitutivem Element der athenischen Demokratie widmeten wir uns der zweiten Säule des Colloquiums, dem Weg in den Peloponnesischen Krieg. Kriege werden von Menschen geführt und auch von ihnen ausgelöst. Athener und Spartaner waren keine amorphen Massen, die zwangsläufig in einen Krieg hineinschlitterten. Menschen führten Debatten, Angehörige der Eliten beider Poleis positionierten sich für und gegen diesen Krieg. Der selbstbewusste athenische Bürgerverband, der sich schon am Ende der archaischen Zeit herausgebildet hatte, dachte intensiv über das Verhältnis zwischen Staat und Einzelnem, über die Dialektik zwischen Individuum und Kollektiv nach, auch in der Philosophie und der Staatstheorie, wie wir das heute nennen würden. Martin Dreher erörtert in seinem Beitrag *Staat und Individuum in der griechischen Polis bis zur klassischen Zeit* den engen und ambivalenten Konnex zwischen den beiden Größen sowohl in der realhistorischen Entwicklung vom 7. bis zum 4. Jh. v. Chr. als auch in den Reflexionen der antiken Autoren<sup>6</sup>. Eingangs relativiert Dreher die Bedeutung der Vereinigungen wie Phylen, Phratrien und Demen. So wichtig die Integration in diese Verbände für die Bürger auch war, so sehr begriffen sie sich und handelten sie, auch im politischen Sinne, als Individuen. Ein „Bürgerrecht“, das auch den Zugang zu den Institutionen regelte, bildete sich ab Solon aus. Der „Sprung in die Staatlichkeit“ war nicht etwa eine fluide Entwicklung, sondern ein zeitlich distinktes Ereignis, das ein politisches Bewusstsein und konkrete Entscheidungen voraussetzte. In Athen kann es wohl auf ca. 700 v. Chr. datiert werden. Träger dieser Staatswerdung, die sich im Laufe des 6. Jhs. durch einen erhöhten Regelungsbedarf intensivierte (Solon richtete Institutionen ein bzw. schuf die Voraussetzungen dafür), waren die Oberschichten, welche ihre informelle Macht in formalisierte Herrschaftsformen transformierten, die von breiten Schichten der Bevölkerung, dem Demos, auch akzeptiert wurden. Je demokratischer das Gemeinwesen

6 Der Aufsatz ist gewissermaßen eine synthetische Weiterentwicklung von Dreher 1983.

ab den kleisthenischen Reformen wurde, desto mehr schwächte sich der Gegensatz zwischen Staat und Individuum ab, das sich durch seine verstärkte politische Partizipation ja immer mehr als Teil dieses Staates begriff. Dreher ist der Meinung, dass die Griechen im Terminus *polis* den Begriff des Staates sehr wohl kannten, wenn er auch nicht exklusiv nur diese Bedeutung hatte. Und noch eine Folge zeitigten die kleisthenischen Reformen: Verglichen etwa mit der Tyrannis kam es zu einer weitgehenden Entpersönlichung der Herrschaft. Dennoch blieb das Individuum auch im Staatsaufbau die zentrale Einheit. Die Redefreiheit (*isegoria*) genoss jeder einzelne Bürger, und es war der Einzelne, der für seine jeweiligen Bedürfnisse Rhetorikunterricht bei den Sophisten nahm. Gerade in Anbetracht der weiten Akzeptanz, die der athenische Staat bei seinen Bürgern genoss, ist es auffällig, in welchen Kreisen die Ablehnung einer staatlichen Gewalt besonders ausgeprägt war. Manche Sophisten plädierten für das Naturrecht des Stärkeren, der sich keinem Polis-Recht zu fügen brauche. In letzter Konsequenz führte diese Durchsetzungs-Theorie zum Liebäugeln mit der Tyrannis. Im Fortgang des Colloquiums sahen wir, wie nah Alkibiades auch aufgrund seiner Herkunft und Ausbildung diesen Ideologemen stand. Bei aller Ambivalenz des Verhältnisses zwischen Staat und Individuum blieb die Individualität im 5. Jh. sehr wichtig, so wichtig, dass der Staat selbst personalisiert dargestellt werden konnte. Eine große Synthese und damit eine vermittelnde Position zwischen Staat und Individuum zieht schließlich Perikles bei Thukydides in seiner berühmten Gefallenenrede. In den Worten Drehers: „Die von Perikles idealisierte demokratische Polis garantiert, so der Zusammenhang der Rede, die Freiheit des Individuums, das sich seinerseits der Staatsgewalt unterordnet.“

Nachdem das Verhältnis zwischen Staat und Individuum besser verortet wurde, lag der Fokus auf dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges. 2014 wurde des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges hundert Jahre zuvor gedacht, die Kriegsursachen und –anlässe noch einmal intensiv diskutiert. Auch von „Schlafwandlern“<sup>7</sup> war viel die Rede. Selbst strukturgeschichtliche Betrachtungen kommen nicht umhin, die Rolle Einzelner zu berücksichtigen, der konkreten Akteure und Verantwortlichen, deren Interessen, Handlungsspielräume und –optionen auszuleuchten sind. Im Rahmen des Colloquiums lag es auf der Hand, dass wir uns mit Perikles und seiner Rolle beim Kriegsausbruch beschäftigen mussten. Es gibt hierzu zwei einander widersprechende Überlieferungsstränge, einmal Thukydides, der makrohistorisch orientiert und in pro-perikleischer Manier die Rolle des Perikles beim Kriegsausbruch herunterspielt bzw. verharmlost – der grundsätzliche Dualismus zwischen Athen und Sparta, der seit Jahrzehnten bestand und sich zunehmend verstärkte, habe sich schließlich im Krieg entladen. Eine andere Tradition schreibt Perikles eine weit größere Verantwortung für den Kriegsausbruch zu; Aristophanes und insbesondere der Atthidograph Philocho-

7 Clark <sup>10</sup>2014.

ros spielen auf private Skandale an, in die Perikles verwickelt gewesen sein soll. Der Kriegausbruch, den Perikles nach dieser Version der Dinge maßgeblich zu verantworten hat, wäre aus dieser Perspektive als eine Art Ablenkung von innenpolitischen Problemen des Perikles zu deuten. Dieser Tradition spürt Charlotte Schubert in ihrem Beitrag *Der Phidiasprozess in der Überlieferung der Scholien* nach, indem sie *ad fontes* geht und die vier mittelalterlichen Textzeugen zu Aristophanes, *Pax* 605 f. nicht nur inhaltlich, sondern auch in ihrer graphischen Anordnung vergleicht. Vier inhaltlich voneinander zu unterscheidende Scholien wurden in den Codices Ravennas, Venetus Marcianus, Laurentianus und in der Aldina ganz unterschiedlich angeordnet, was belegt, dass auch die Byzantiner unterschiedliche Haltungen zum antiken Text einnahmen. Die Scholien 605  $\alpha$ , 606  $\alpha$ .  $\alpha$  bieten Kurzkomentare zu antiken Aussagen und versuchen damit Perikles zu exkulpieren, während 605  $\beta$  und 606  $\beta$  Perikles ein gehöriges Maß Verantwortung am Ausbruch des Krieges zuweisen, weil er nicht in ähnliche Probleme wie sein Freund Phidias laufen wollte, der Gelder für den Bau des Parthenon unterschlagen bzw. sich anderweitig bereichert habe und daher von den Athenern verurteilt worden war. Während der Codex Ravennas und der Venetus Marcianus auf eine gemeinsame Quelle zurückzugehen scheinen, hat der Redaktor des Ravennas erhebliche Umredaktionen durch Kürzungen vorgenommen. Der Venetus Marcianus dagegen möchte möglichst alle ihm zur Verfügung stehenden Quellen anführen und gerät damit sehr ausführlich. Zusätzlich führt er eine eigene Verweisstruktur ein und erweitert damit seinen Text noch zusätzlich. Der Laurentianus und die Aldina weichen nur gering vom Marcianus ab, doch insbesondere die Aldina zeichnet sich durch eine spezielle druckgraphische Gestaltung und auch Auffüllung aus, indem der Rahmen zum Haupttext wird, der den antiken Text beinahe verdrängt. Hier wird sehr deutlich eine zweite Wissens Ebene eingeführt; die wissenschaftliche Arbeit wird mit ihrem Diskurs in Szene gesetzt, die Diskussion über den Text der Komödie wird also regelrecht inszeniert. Dies bedeutet, dass es sich bei den diversen Scholien beileibe nicht (nur) um ein Fragment des Philochoros handelt, sondern um verschiedene Zeugnisse einer lebhaften, ja höchst kontroversen Diskussion, deren Tradition bis in die Antike zurückreicht.

Die zweite große Persönlichkeit des Krieges ist mit Sicherheit Alkibiades, an dem sich nicht nur in der Antike die Geister schieden. Herbert Heftner fasst diese schillernde Figur in ihrem Oszillieren zwischen zwei Polen schon im Titel seines Betrags: *Alkibiades: Verhinderter Retter Athens oder Selbstdarsteller ohne Substanz?*<sup>8</sup> Schon in der Antike gingen die Meinungen über die Persönlichkeit des Alkibiades auseinander. Seine Einschätzung als Hasardeur und Draufgänger rührt aber eher von seinem bewegten Privatleben als von seinen politischen und militärischen Aktionen her. Betrachtet man seine strategischen Entscheidungen *en détail* und in einem größeren Kontext,

8 Vgl. dazu grundlegend Heftner 2011.

zeigt sich, dass Alkibiades bei allem Zug zur Offensive stets Kosten und Nutzen, d. h. Risiken und Chancen einer militärischen Operation genau kalkulierte. Sein Ziel war es immer, die Risiken zu minimieren und den Mitteleinsatz so begrenzt wie möglich zu halten. Dabei verfolgte er eine Doppelstrategie: Der Schutz und die Schonung der eigenen Mittel waren nur möglich durch das Hinzuziehen externer Hilfe und Ressourcen. Immer wieder sehen wir Alkibiades in seinem Bemühen, Bundesgenossen durch Diplomatie wie Manipulation zu gewinnen. Dies gilt auch im innenpolitischen Bereich, in dem seine Aktivierung auswärtiger Kontakte seinen Status in der Polis stabilisierte bzw. hob. Die Gewinnung vieler Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen in oftmals schier aussichtslos scheinenden Situationen setzte nicht nur ein ungewöhnlich hohes Maß an Charisma voraus, das alle Zeitgenossen in den Bann schlug, sondern eine geradezu chamäleonartige Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit an unterschiedliche soziale und politische Konstellationen. Seine Bedeutung für den Peloponnesischen Krieg ist damit zu relativieren: Die Hauptergebnisse, die sich mit oder ohne seine Präsenz und Zutun ergaben, wären ohne bzw. mit seiner Anwesenheit kaum anders ausgefallen. Alkibiades' wichtige Rolle besteht vielmehr darin, dass sich in seiner Persönlichkeit widersprüchliche gesellschaftliche Erwartungen und Einschätzungen, die symptomatisch für seine Zeit waren, bündelten, höchster Einsatz für die Polis bei gleichzeitiger Verachtung der Demokratie, ein luxuriöses Repräsentationsverhalten in autokratischer Manier bei gleichzeitiger hoher Belastbarkeit und Resilienz in Stresssituationen. Diese gegensätzlichen Charakterzüge faszinieren bis heute und machen einen Großteil des „Mythos Alkibiades“ aus.

Die Sizilische Expedition endete in einem Debakel, sie läutete den Anfang vom Ende des Krieges ein. Am Schluss geriet die Demokratie selbst ins Wanken. Oligarchische Strömungen konnten sich angesichts der Niederlagen 411 und 404/3 für kurze Zeit durchsetzen. Wo standen jedoch die Hopliten in den diversen Staatsentwürfen? Ganz sicher gehörten sie zur staatstragenden Schicht, aber wer gehörte sozial dazu, wie wurde diese Schicht von oben abgegrenzt und wie grenzte sie sich selbst nach unten, zu den Theten, ab? Wolfgang Blösel beleuchtet die Rolle der Hopliten in den beiden oligarchischen Umstürzen am Ende des 5. Jhs.: *Die Hopliten in den beiden oligarchischen Umstürzen in Athen und eine mögliche Neuordnung der Zensusklassen am Ende des 5. Jhs. v. Chr.* Deutlich arbeitet Blösel das Lavieren der Hopliten zwischen Oligarchen und Theten heraus und unterzieht dabei sowohl die Quellen als auch die neuere Forschung einer grundlegenden Revision. Klar ist, dass die Hopliten jeweils am Ende der kurzlebigen oligarchischen Herrschaften eine wichtige Rolle spielten. Sie waren beide Male maßgeblich an der Wiederherstellung der Demokratie beteiligt, wobei sie jedoch das Ziel verfolgten, die Theten aus der Bürgerschaft auszuschließen. Diese sog. Hoplitenteiteia setzte sich zwar nie durch, weil man die Theten zu militärischen Zwecken brauchte, doch gaben die Hopliten ihre Gruppenidentität auch unter der restaurierten Demokratie nicht auf. Die Stabilität der athenischen Demokratie im 4. Jh., auch bewirkt durch das Stillhalten der Oligarchen nach zwei gescheiterten Putschen, ist wohl

u. a. darauf zurückzuführen, dass es zwischen 403 und 399 zu einem neuen Zuschnitt der Zensusklassen gekommen sein muss. Diese Hypothese geht davon aus, dass durch die Anhebung der Untergrenze zur Zulassung zur Zeugitenklasse diese erheblich verkleinert wurde, d. h. viele ehemalige Zeugiten in den Thetenstatus absanken. De iure waren diese ärmeren Bauern nun von einem Einzelamt ausgeschlossen, was den Oberschichten wichtig war, de facto jedoch spielte diese Barriere für die Theten im 4. Jh. kaum mehr eine Rolle, weswegen die so Ausgeschlossenen wohl diese Abstufung nicht allzu schwer trugen. Die oberen drei Klassen der Pentakosiomedimnoi, Hippeis und der verkleinerten Zeugitengruppe fühlten sich in ihrer Gruppenidentität als abgabepflichtige und damit regimentsfähige Oberschicht bestärkt. Das solonische Prinzip der Übereinstimmung von finanzieller und militärischer Leistungsfähigkeit mit dem Grad der politischen Partizipation war also wiederhergestellt worden. Da es innerhalb der Oberschichten eine deutlich erkennbare Binnendifferenzierung gab – während die Erbringung von Liturgien nur den Reichsten vorbehalten war, zahlten die weniger finanzkräftigen Eliten eine Kriegsteuer – war dem individuellen Ehrgeiz und dem Prestigedenken der Einzelnen Genüge getan (die amorphe Masse der Kriegsteuerpflichtigen war ja schon durch ihre Zugehörigkeit zum Zeugitenstatus herausgehoben). Ein großer Kompromiss zwischen den teilidentischen Zielen der Oligarchen und Hopliten einerseits und dem Streben der breiten Massen nach Demokratie andererseits führte Athen in eine zumindest politisch stabilere Zukunft im 4. Jh. v. Chr.

Für eine Gesellschaft ist immer wichtig, wie sie sich imaginiert und visualisiert. Dies zeugt von ihrem Selbstbild und auch davon, wie sie von außen gesehen werden will. Für das klassische Athen sind wir in der glücklichen Lage, dass wir über tausende von Vasenbildern verfügen, die uns zumindest vermeintlich Einblick in die alltägliche Lebenswelt erlauben. Daher wäre ein Blick auf das Athen des 5. Jhs. nicht vollständig ohne die Berücksichtigung der ikonographischen Evidenz. Wenn wir von Wandlungen im 5. Jh. ausgehen, denen sich die vorausgehenden Beiträge widmen, so drängt sich auch die Frage nach den Veränderungen in der Ikonographie während des 5. Jhs. auf. Auch in der Vasenmalerei ändert sich in diesem dynamischen Jahrhundert Vieles. Robin Osborne stellt in seinem Beitrag *Athenian Pottery in the Long Fifth Century and its History* methodologische Überlegungen an, wie die Grundfragen „was ändert sich?“, „wie ändert es sich“ und v. a. „warum ändert es sich“ beantwortet und in ihrer historischen Bedeutsamkeit fruchtbar gemacht werden könnten<sup>9</sup>. Bei Althistorikern und Kunsthistorikern ist gleichermaßen unbestritten, dass Ereignisse, Haltungen und Standpunkte beeinflussen und damit auch die Art und Weise des Sehens. Doch die Disziplinen unterscheiden sich sowohl in ihren erkenntnistheoretischen Prämissen als auch in ihren Schlussfolgerungen so deutlich voneinander, dass die Kunstgeschichte des Historikers von der Geschichte des Kunsthistorikers weit entfernt ist. Osborne

9 Auf der Basis von Osborne 2018.

entscheidet sich für letztere Richtung, grundiert sie aber historisch. Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist die Feststellung, dass es keine direkte Beziehung zwischen Ereignissen („what was going on in Athenian life“) und visueller Repräsentation gibt. Während am Ende des 6. und zu Beginn des 5. Jhs. konkrete Aktionen gezeigt werden (Geschlechtsverkehr, Kulturausübung, Kampfgeschehen, sportlicher Wettkampf), sind die Themen um die Mitte des 5. Jhs. zwar immer noch präsent, aber die dargestellten Menschen agieren nicht mehr, sondern sie werden in kontemplativer Haltung gezeigt, entweder unmittelbar vor oder nach dem Handeln. Ihre Entscheidungsfindung wird gezeigt bzw. ihr Reflektieren auf unmittelbar Vergangenes. Damit wird der Betrachter gezwungen, über die Voraussetzungen und Folgen eines Aktes nachzudenken, er muss den Akt imaginieren und sich somit in die Figur hineindenken, einen anderen Standpunkt als den eigenen einnehmen. Was also jeweils gezeigt wird, ist hoch selektiv; Maler entschieden sich bewusst für Bilder (und gegen andere) und diese Entscheidungen und Auswahlverfahren wandelten sich im Laufe der Zeit. Die Gründe für diese visuelle Revolution können nicht in einer moralischen Revolution verortet werden, denn die Werte der Athener veränderten sich kaum zwischen der späten Archaik und der Mitte des 5. Jhs. Osborne postuliert daher, zunächst naheliegend, eine politische Revolution, die den Wandlungen der Bildauswahl zugrunde gelegen haben mag. Die kleisthenischen Reformen müssen um 500 v. Chr. zu einer Aufbruchsstimmung geführt haben, Zuversicht und eine Mentalität des „Chancen Ergreifen“ („taking opportunities“) müssen sich verbreitet haben. Diese Grundstimmung beeinflusste die Perzeption der Maler von den in Athen herrschenden Meinungen und Einstellungen. Folglich stellten die Bilder Handlungen dar. Um 450 hatte sich die Demokratie nicht nur gefestigt, sondern war durch die Reformen des Ephialtes (462/1 v. Chr.) weiter ausgebaut worden. Die Teilhabe männlicher Bürger an der Politik Athens war zu einer Selbstverständlichkeit geworden, in der Kunst mussten nicht mehr Aktionen dargestellt werden, sondern es bestand nun Raum zur Kontemplation und Reflexion von Handlungen. Im nächsten Schritt dekonstruiert Osborne jedoch dieses politische Narrativ zum Teil. Politische Gründe können nicht allein ausschlaggebend für die veränderten Bildprogramme gewesen sein: Die visuelle Kultur änderte sich nicht nur in Athen, sondern in der ganzen griechischen Welt und auch nicht nur in der Vasenmalerei, sondern z. B. auch in der Skulptur, d. h. in der griechischen Kunst insgesamt. Das Thema, das sicher am wenigsten von der Politik beeinflusst ist, ist die Sexualität der Menschen. Und auch in ihrer ikonographischen Darstellung greifen wir Veränderungen parallel zur Visualisierung anderer menschlicher Aktivitäten. Osborne nimmt hier Bezug auf den zweiten Band der *History of Sexuality* von Michel Foucault, in dem der Autor einen grundlegenden Wandel in der Einstellung zur Sexualität von der Archaik zur Klassik beobachtet. Während in der archaischen Lyrik noch keinerlei Bewusstsein von einer möglichen oder gar wünschenswerten sexuellen Selbstbeherrschung existiert, geht es in der klassischen Literatur verstärkt um Triebdomestizierung und allgemein um emotionale Selbstbeherrschung (*enkrateia*).

Dieses Beispiel zeigt deutlich, dass der Ausblick auf die Welt nicht nur politisch ist. Die Revolution in der griechischen visuellen Kultur war also, allgemeiner, eine Revolution in den zwischenmenschlichen Beziehungen, eine Erkenntnis, welche zu einem tieferen Verständnis aller in diesem Band behandelten Themen beitragen kann.

### Verwendete Literatur

- Clark, C., *Die Schlafwandler: Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*. Aus dem Engl. v. N. Juraschitz, München <sup>10</sup>2014 (2013). Englisch: *The Sleepwalkers: How Europe Went to War in 1914*, London 2012.
- Dreher, M., *Sophistik und Polisentwicklung. Die sophistischen Staatstheorien des fünften Jahrhunderts v. Chr. und ihr Bezug auf Entstehung und Wesen des griechischen, vorrangig athenischen Staates*, Frankfurt a. M. – Bern 1983.
- Eich, A., *Die politische Ökonomie des antiken Griechenlands (6.–3. Jh. v. Chr.)*, Weimar 2006.
- Foucault, M., *The History of Sexuality. Vol.2: The Use of Pleasure*, New York 1985.
- Heftner, H., *Alkibiades. Staatsmann und Feldherr*, Darmstadt 2011.
- Mann, C., *Die Demagogen und das Volk. Zur politischen Kommunikation im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr.*, Berlin 2007.
- Meier, C., *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen*, Frankfurt/M. 1980.
- Osborne, R., *The Transformation of Athens. Painted Pottery and the Creation of Classical Greece*, Princeton 2018.
- Riess, W. (Ed.), *Colloquia Attica. Neuere Forschungen zur Archaik, zum athenischen Recht und zur Magie*, Stuttgart 2018.
- Scheibelreiter, P., *Untersuchungen zur vertragsrechtlichen Struktur des delisch-attischen Seebundes*, Wien 2013

WERNER RIESS

Univ.-Prof. Dr., Fachbereich Geschichte, Arbeitsbereich Alte Geschichte,  
Universität Hamburg



# Die athenische Demokratie im 5. Jh. v. Chr. und ihre Eliten *Kontinuitäten Oder Bruch?*

CLAUDIA TIERSCH

---

Die Faszination, welche die athenische Demokratie bis zum heutigen Tage ausübt, ist zu Recht völlig ungebrochen. Das liegt keineswegs nur in ihrem Charakter als erster Demokratie der Weltgeschichte begründet, d. h. als erster politischer Ordnung in der Menschheitsgeschichte, in der zumindest alle männlichen erwachsenen Bürger gleichberechtigt über die Geschichte ihrer Vaterstadt entscheiden konnten. Gründe für diese Faszination liegen durchaus auch in Unterschieden zu heutigen Demokratien. Christian Meiers Satz von der athenischen Demokratie als dem ‚nächsten Fremden‘ hat insofern seine Gültigkeit bewahrt<sup>1</sup>.

Einer dieser Unterschiede liegt in der evolutionären Genese der athenischen Demokratie, welche ja auch die Frage nach deren Beginn schwierig zu beantworten macht. Gemessen an den oftmals blutigen, mit tiefgreifenden sozialen wie politischen Umwälzungen verbundenen revolutionären Prozessen, welche in der Moderne zur Herausbildung von Demokratien führten<sup>2</sup>, nicht selten auch zu Konterrevolutionen, wirft das die Frage auf, warum in Athen derartige Verwerfungen offenbar nicht stattfanden. Warum stellten sich Aristokraten in Athen an die Spitze der demokratischen Bewegung, während ihre Standesgenossen in den revolutionären Umbrüchen der Neuzeit normalerweise zu den erbittertsten Gegnern bürgerlich-demokratischer Umbrüche zählten<sup>3</sup>? Warum trugen Männer wie Themistokles, Kimon, Ephialtes oder Perikles, Erhebliches zur politischen Ausgestaltung der demokratischen Ordnung in Athen bei?<sup>4</sup>

Die Forschung hat hierauf mehrere Antworten gegeben. Elke Stein-Hölkeskamp und Walter Eder haben auf den Umstand verwiesen, dass es zumindest anfänglich einen eigentlichen Interessengegensatz zwischen Demokratie und Aristokratie in Athen nicht gegeben habe: Da Athen im 5. Jh. v. Chr. nach seinen Erfolgen in den Perser-

1 Meier 1970, 176.

2 Tilly 1993.

3 Doyle 2009.

4 Vgl. hierzu Martin 1974.

kriegen zu einer beispiellos erfolgreichen Expansion ansetzte, blieb die Stadt trotz wachsender Mitsprachebedürfnisse der Bürgerschaft als Machtbasis für Aristokraten weiterhin attraktiv. Diese vermochten als Strategen der athenischen Heere ihr persönliches Prestige mit Leistungen für die Polis Athen bruchlos zu verknüpfen, Motive für Resistenz seien somit entfallen<sup>5</sup>. Den Aristokraten sei es sogar gelungen, durch ihre Beteiligung der neuen Ordnung ein Quantum aristokratischer Prägung zu implantieren. Dies vollzog sich etwa in Form der in den Quellen dieser Zeit vielfach geäußerten, aristokratisch konnotierten Überzeugung, dass Leistung für Athen und seine politische Ordnung v. a. in militärischer Aktivität bestünde. Alternative Leistungslogiken, etwa in Gestalt bäuerlicher Normen, existierten durchaus, doch besaßen diese zumindest anfangs wenig gesamtgesellschaftliche Relevanz für die athenische Demokratie<sup>6</sup>.

Diese Beobachtung fügt sich in generelle Forschungstendenzen zur Struktur der griechischen Oberschicht, welche generell unterstrichen haben, dass es sich bei diesen eben nicht um Aristokratien im europäischen Sinne gehandelt habe, sondern um Oberschichten ohne weitreichenden Gruppenkonsens, mit eher individualistisch kompetitivem Ethos und fehlenden Sicherungsmaßnahmen (z. B. im rechtlichen oder genealogischen Bereich), um standesspezifische Privilegien und Positionen dauerhaft zu gewährleisten. Durch diese verschärfte Konkurrenzsituation sei es zu stärkeren personalen Austauschprozessen gekommen und damit auch zu bruchloseren Anpassungen an neue politische Gemengelagen als in den nach Ständen ausdifferenzierteren Zeiten der Moderne<sup>7</sup>.

Eine dritte zentrale Beobachtung lenkt den Blick auf Besonderheiten Athens. Christian Mann hat in seiner Habilitationsschrift überzeugend herausgearbeitet, dass es im Athen des 5. Jh. zur Herausbildung eines autonomen politischen Feldes mit spezifischen Anerkennungs- und Bewährungsmöglichkeiten kam. Dadurch verloren soziale Differenzen bzw. Hierarchien an Relevanz, eben weil in diesem politischen Feld alle Bürger an ihrem Einsatz für die Polis Athen gemessen wurden, nicht an ihrer Herkunft und damit *in politicis*, dem für die athenische Identität zentralen Feld. Gleichheit durch Leistung wurde somit für jeden herstellbar<sup>8</sup>.

Alle drei hier skizzierten Beobachtungen berühren wesentliche Aspekte, weil sie essentielle Ansätze zur Analyse der Besonderheit der athenischen Demokratie und der Rolle athenischer Eliten liefern. Dennoch soll im Folgenden gezeigt werden, dass es durchaus zu Kollisionen zwischen athenischen Eliten und der Demokratie kam, die

5 Stein-Hölkeskamp 1989, v. a. 205–230; Eder 1997, v. a. 121–123.

6 Donlan 1973.

7 Duploux 2006 hat deshalb sogar gegen eine Deutung griechischer Oberschichten als Aristokratien plädiert, weil sich die Akzeptanzkriterien für deren Exzellenz wesentlich gewandelt hätten. Dieser Wandel ist tatsächlich festzustellen, und doch bleiben Kriterien wie militärische Leistung oder Besitz durchaus konstant und die Existenz von sozialen Hierarchien mit politische Implikationen blieb lange Zeit unwidersprochen. Vgl. auch Stein-Hölkeskamp 1989, 57–138.

8 Mann 2007.

nicht nur als situative Konflikte zu interpretieren sind, sondern als systemische Krise. Die Gemeinsamkeiten zwischen Eliten und Demokratie in Athen bestanden zwar tatsächlich, sie waren aber weder unbegrenzt noch unbefristet. Die athenische Oberschicht passte sich an einige politischen Dynamiken flexibel an und verfügte wirklich über eine geringe Gruppenkohärenz. Allerdings bedeutete die athenische Demokratie ab einem bestimmten Zeitpunkt eine fundamentale Transformation der politischen wie gesellschaftlichen Ordnung. Als deren Folge formierte sich ein erstaunlich wirkungsmächtiger konservativer Gruppenkonsens gegen die neue politische Ordnung, und dieser manifestierte sich sogar situativ in zwei oligarchischen Putschen, 411/10 sowie 404/03 v. Chr.<sup>9</sup> Diese antidemokratischen Gruppierungen lösten sich erst innerhalb des 4. Jh. v. Chr. zugunsten einer besseren Verknüpfung von sozialem und politischem Feld auf und führten dann auch zu einer Entaristokratisierung athenischer Eliten.

Im Athen des 5. und 4. Jh. v. Chr. bildete sich als Folge des Demokratisierungsprozesses ein autonomes politisches Feld heraus, in dem Bürger verschiedener Schichten in neuer Weise die Angelegenheiten ihrer Polis gestalteten. Dennoch war dieses neuartige politische Feld vom sozialen Feld nicht völlig unabhängig, denn hier wirkten Geltungsansprüche hinein, welche auch auf unterschiedlichen sozialen Ressourcen gründeten. Der Begriff des sozialen Feldes im Bourdieuschen Sinne umfasst die Gesamtheit sozialer Interaktionen aller Beteiligten, als Oberbegriff weiterer Subfelder (wie Ökonomie, Kultur, Politik). Das soziale Feld bildet zugleich auch den Kampfplatz um Positionen und Ansehen (darunter auch durch kulturelles und ökonomisches Kapital) zwischen arrivierten und neuen Akteuren. Bereits Bourdieu hatte konstatiert, dass eine institutionelle Schließung des sozialen Feldes den Arrivierten die Positionswahrung erleichtert, eine größere Offenheit bzw. eine Bedeutungsverlagerung des Subfeldes jedoch Dynamiken erzeugt, welche Neuaufsteigern den Eintritt erleichtert<sup>10</sup>. Allerdings führt dies unweigerlich auch zu erhöhtem Behauptungsdruck für bisherige Positionsinhaber. Wie reagierten diese in Athen darauf?

Es wird deshalb die These vertreten, dass die Autonomisierung des politischen Feldes im demokratischen Athen die Behauptungsmöglichkeiten innerhalb des sozialen Feldes für Oberschichtangehörige erheblich tangierte und deshalb Resistenzpotential erzeugte. Zu prüfen sind mögliche Felder der Veränderung, z. B. ob sich Kriterien für das Verhalten von Amtsträgern ebenso wie für die Bewertung politischer Leistungen und deren öffentliche Anerkennung veränderten. Dies soll innerhalb dreier zeitlicher Phasen der athenischen Demokratie untersucht werden, der Phase bis zum Tod des Perikles 429 v. Chr., der Phase der beiden oligarchischen Putsche bis zur Wiederbegründung der Demokratie 403 v. Chr. sowie der Demokratie des 4. Jh. v. Chr.

9 Zum Putsch von 411/10 Hefner 2001; zum Putsch von 404/03 Lehmann 1972.

10 Bourdieu 1982, 639; vgl. hierzu auch Mann 2008.